

Petra Herre, Sebastian Lerch, Michaela Hofmann „Downgrader“, (Über)Lebenskünstler, Kulturbürger – Facetten eines Lebens in „prekären Zeiten“

Von Zeitanlagen und Suchbewegungen

„Armut kehrt nach Europa zurück“, so lautete jüngst die Schlagzeile des Nachrichtenportals T-Online. Der Konsumgüterkonzern Unilever, u. a. bekannt für seine Marken Knorr, Langnese und Rama, stellt sich offenbar auf wachsende Armut in Europa ein. „Wenn ein Spanier nur noch durchschnittlich 17 € pro Einkauf ausgibt, dann kann ich ihm kein Waschmittel für die Hälfte des Budgets verkaufen“, so Zijderveld, dessen Europa-Chef. Also die Verkaufsstrategie ändern und kleinere Warengabine anbieten.

Am selben Tag ist in den Gazetten zu lesen: „Düsseldorf. Jede/r dritte Rentenversicherte in NRW ist akut von Altersarmut bedroht. Die Ursachen sind vielschichtig: zu wenig Vollzeitjobs, ein wachsender Niedriglohnsektor, psychischer Druck am Arbeitsplatz mit der Folge, dass immer mehr Beschäftigte früher aussteigen.“ Zu diesem Ergebnis kommt der „Renten-Report“ des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) in Nordrhein-Westfalen.

„10 Jahre Arbeitsmarktreform Hartz IV“ war wenige Tage zuvor Nachrichtenthema. Zehn Jahre ist es her, dass der damalige VW-Personalvorstand Peter Hartz öffentlich sein Modell für einen Umbau des Sozialstaates präsentierte. Hartz IV hat das Gesicht der Republik verändert. Die Folgen für die Betroffenen waren und sind gravierend: Demjenigen, der seinen Job verliert, droht nach einem Jahr ein „Abrutschen“. Und aus der Abwärtsspirale kommt man so einfach nicht wieder heraus bzw. zurück in reguläre Arbeitsverhältnisse, so die jüngste Statistik. Der soziale Abstieg ist für breite Bevölkerungsgruppen zu einer realen Gefahr geworden. Hartz IV hat das Lebensgefühl der Deutschen nachhaltig beeinflusst.

„Arm in die Oper?“, fragt die Tagungsausschreibung einer kirchlichen Akademie und versucht, „Wege zur kulturellen Teilhabe“ offen zu halten. Armut ist in einem entwickelten Land nicht mehr eine Frage von Leben und Tod, vielmehr von Teilhabe, von Zugang zu Kultur und Bildung oder Ausschluss. Ein evangelisches Erwachsenenbildungswerk benennt in einem Konzeptionspapier Armut als Bildungsherausforderung der Zukunft. Und Kochkurse für Hartz-IV-Empfänger gehören zum Standardangebot von Familienbildungsstätten.

Wie reagiert Mann/Frau dann, wenn alle Selbstoptimierungen doch nicht geholfen haben? Das ist auch eine Frage der Schicht und des Milieus, der Mann/Frau zugehört, der/die in „prekäre“ Verhältnisse gerutscht ist: „Unsicher, weil widerruflich“ – das bedeutet das Adjektiv „prekär“. Widerruflich sind so-

ziale Sicherheit, das erreichte Wohlstandsniveau in der postindustriellen Gesellschaft, unsicher sind Erwerbsbedingungen – auch wenn die BRD gegenwärtig noch auf dem Wellenkamm des Arbeitsmarktes schwimmt.

Was also tun? Sich in der „Mitte der Gesellschaft“ behaupten, indem man kulturelle Teilhabe für sich und seine Kinder beansprucht und sich nicht ausgrenzen lässt? Es vielleicht mit „Lebenskunst“ versuchen oder mit der Entfaltung eines „optimistischen Lifestyles für die Krise“, indem man sich von einem gehobenen Lebensstil verabschiedet, „kleinere Brötchen“ bäckt, zu einer „Art Südländer“ wird, auf Studentenniveau zurückkehrt, den Wecker abschafft und den neuen Zeitwohlstand genießt, das „Glück“ zwischen Buchdeckeln geliehener Bücher findet, musiziert, flaniert ...? Wozu immerhin eine beträchtliche Menge an kulturellem Kapital gehört. Sollte man sich in einer „neuen Identität“ versuchen, als Zugehöriger einer „Generation Ex“ und als „Downgrader“ sich für eine „selektive und lustorientierte Bescheidenheit“ entscheiden? Ein sehr individualistisches und elitäres Lebenskonzept des „persönlichen Gewinns“, denn z. B. Kinder oder die Betreuung Pflegebedürftiger kommen darin nicht vor.

Petra Herre

Vom Markt des Müßiggangs

Die Kunst zu leben ist die schwierigste und zugleich schönste aller Aufgaben und Künste, die das Leben bereithält. Der Satz kann wahr oder falsch sein, aber darum geht es nicht. Sondern für jeden Menschen hat dieser Satz eine Wirkung, denn er selbst ist es, für den die Gestaltung des eigenen Lebens zur Aufgabe wird. Doch woran sich noch orientieren, wenn Objekte, Meinungen oder Werte, welche bislang Orientierungspunkte gaben, zusehends wegfallen? Wohin, wenn sich die eine Wirklichkeit in virtuelle Wirklichkeiten auflöst, die wiederum auf uns zurückwirken?

Wie kommt es eigentlich, dass viele der Wegweiser menschlichen Lebens scheinbar ihre Bedeutung verlieren? Sie fallen nicht einfach weg, weil sie nicht mehr gebraucht werden, sondern sie wollen bestehen bleiben, ohne dabei aber Aussagen zur Orientierung zu treffen. Sie sind zwar noch Wegweiser, aber die Menschen sollen nicht den Wegweisern folgen, sondern sie sollen sich ihre eigene Auslegung aus den Wegweisern basteln. Eine überfordernde Aufgabe. Aber glücklicherweise gibt es viele Ratgeber für gelingendes Leben. Es gibt Ratgeber für schöneres Leben vor dem Hintergrund der Erwerbsarbeit. Und es gibt Ratgeber zynischer Lachmeister, die das Ver-



Petra Herre
Theologin und Sozialwissenschaftlerin
PetraHerre@t-online.de

¹ Achim Schwarze: Kleine Brötchen. Von den Vorzügen ohne feste Anstellung zu sein. Berlin 2005.



Dr. Sebastian Lerch
Wissenschaftlicher
Mitarbeiter am Lehr-
stuhl Erwachsenen-
und Weiterbildung der
Otto-Friedrich-
Universität Bamberg
sebastian.lerch@
uni-bamberg.de

hältnis umdrehen: Lebenskunst wird umgedeutet, Menschen, die in einer Marktgesellschaft „überflüssig“ werden, sollen sich bescheiden und dieses nicht gewollte und nur mit Einschränkung selbstverantwortete Scheitern soll jetzt gleich zur Lebenskunst werden. Denn die Logik des Lernens und der markt-gängigen Ratgeber hat auch sie als Zielgruppe entdeckt und ruft aus, dass auch Überlebenskunst ge-lernt werden muss.

Wohin also flüchten, um all den Anforderungen und Tendenzen der Selbstoptimierung zu entgehen. Wohin und wie entkommen? Nach Griechenland oder zur documenta 12 nach Kassel. Beides ist möglich, denn beides sind Orte, die einer anderen Logik folgen und die die Gestaltung des eigenen Lebens zu einer anstrengenden Aufgabe machen. Zumindest war das bisher so: Man saß an der Schwelle, da sich Sand, Wind und Meer trafen und miteinander zu tanzen begannen, man hatte Zeit, sich über sein Leben und die Kunst, es zu führen, Gedanken zu machen, in Griechenland, der Wiege der abendländischen Philosophie, von Retsina und Tsatsiki, von Bouzouki und Gastfreundschaft. Und jetzt? Jetzt ist Wirtschaftskrise, Angst geht um. Lebenskunst wird zur Überlebenskunst, wie bei Menschen in Griechenland, Portugal, Spanien oder in Teilen der arabischen Welt und bei all jenen Menschen, die sich in prekären Lebensverhältnissen bewegen müssen. Also vielleicht doch nicht nach Griechenland, sondern zur documenta 12. Ein Ort, an dem es um Kunst geht, einfach nur um Kunst, sonst um gar nichts. Und jetzt? Jetzt hat sie das Motto „Zusammenbruch und Wiederaufbau“. Das klingt erst mal weniger nach Leichtigkeit und Lebenslust, aber auch das muss jeder für sich selbst beantworten und erleben. Leben trifft dort Kunst.

Was bleibt? Lebenskunst ist notwendig, um gegenüber den Anforderungen des Berufs und den Wirrnissen des Lebens der zu bleiben, der man ist oder zu sein glaubt. Ein bewusstes und kunstvolles Leben zu führen ist harte Arbeit, aber auch der Vollzug von Müßig-gang und Entschleunigung ist harte Arbeit und dauert ein Leben lang. Und wenn alles nichts mehr hilft, dann besteht die Kunst vielleicht mit Paul Valéry darin zu sagen: „Es gibt nur ein Beginnen: sich neu begin-nen. Das ist nicht einfach.“

Dr. Sebastian Lerch

Arm in die Oper oder Oper trotz Armut – geht das?

Der Sozialbericht des Landes NRW 2012 ist gerade erschienen und die Zahlen sind erschreckend: 15,8 % der Menschen, die in Nordrhein-Westfalen leben, sind arm, d.h., es stehen für Miete, Lebensmittel, Klei-

dung, Heizung, Fahrkarten, Zeitung, Bücher, Verei-ne, Reisen, Oper 833 € pro Monat zur Verfügung. Je-der weiß, dass 833 € oder bei einer Familie mit zwei Kindern unter 14 Jahren 1749 € – also pro Person 437 € pro Monat – nicht ausreichen, um mehr als das Nötigs-te zu kaufen. Überdurchschnittlich betroffen von die-ser Einkommensarmut sind Erwerbslose, Alleinerzie-hende, Personen mit geringer Qualifikation und Kinder.

Bildung, gesellschaftliche Teilhabe, und dies meint auch den Theater-, den Opern-, den Museumsbesuch, die Karte für das Kino, den Besuch in der Philharmo-nie, den Abend im Jazzkeller, all das wird zum Lu-xus. Schon darin liegt eine Diskrepanz: Jeder und jede wird Bildung und gesellschaftliche Teilhabe für nötig erachten, aber zugleich werden diese Veranstaltun-gen als Luxus definiert. Und, so die Logik vieler, die-ser Luxus stehe nur denjenigen zu, die ihn sich selbst verdient haben.

Kultur für alle – das kulturelle Existenzminimum

Wie kann diese Diskrepanz aufgelöst und sicherge-stellt werden, dass auch Menschen, die nur über we-nig Einkommen verfügen, an Kultur teilhaben kön-nen? Wie kann dafür gesorgt werden, dass Bildung und gesellschaftliche Teilhabe kein Luxusgut und da-mit kein Ausgrenzungsinstrument werden?

Die Richtung weisen das Grundgesetz und das Bun-desverfassungsgerichtsurteil vom 9. Februar 2010, welches sich mit den Regelsätzen und den Ansprü-chen von leistungsberechtigten Menschen befasste. Vom Grundgesetz und hier insbesondere von Art. 1 Abs. 1 GG in Verbindung mit Art. 20 Abs. 1 GG ausgehend, ist festgelegt und vom Bundesverfassungsge-richt bestätigt worden, dass jeder Mensch ein Recht auf ein menschenwürdiges Existenzminimum hat. Hierzu gehört auch der Anspruch auf Bildung und ge-sellschaftliche Teilhabe.

Was zur Bildung und zur gesellschaftlichen Teil-habe gehört, ob der Staat dafür Geld- oder Sachlei-stungen zur Verfügung stellt, bleibt dem Gesetzgeber zu regeln überlassen und ist damit Sache politischer Auslegung und Setzung. Dies hat dazu geführt, dass die Regelsätze für Menschen, die länger als ein Jahr erwerbslos oder erwerbsgemindert sind, wie auch für deren Angehörige nicht erhöht wurden. Auch wurden keine Überlegungen angestellt, wie Zugänge zu Bil-dung in einem breiten Maße möglich wären. Vielmehr fiel die Entscheidung zugunsten eines Bildungs- und Teilhabepakets für Kinder und Jugendliche.

Diskriminierung per Gesetz?

Dieser an sich gute Gedanke war allerdings auf-grund des Misstrauens den Eltern gegenüber – man

befürchtete, diese würden das Geld für sich und nicht für ihre Kinder ausgeben – an einen gewissen bürokratischen Aufwand geknüpft. Anträge, Verfahrensabläufe, unterschiedliche Formen der Antragstellung hatten zur Folge, dass viele Eltern diesen Aufwand ohne Hilfe nicht bewältigen konnten bzw. aufgrund langer Beantragungszeiten andere Lösungen suchten: Und ein Museumsbesuch, ein Besuch im Theater oder Ähnliches waren in dem Bildungs- und Teilhabepaket sowieso nicht vorgesehen. Dies allein bedeutet schon eine Einschränkung, hinter der offenkundig die Botschaft steht, dass kulturelle Unternehmungen nicht zu Bildung und gesellschaftlicher Teilhabe gezählt werden. Darüber aber muss ein öffentlicher Diskurs geführt werden.

Wege zur Kultur ohne Kostenbarriere – die Politik und die Bildungseinrichtungen sind gefragt

Es gibt noch weitere Aspekte, die in diesem Kontext zu erörtern sind.

Einer davon betrifft das Bedürfnis von Menschen nach kultureller Teilhabe. Nicht jeder und jede mag Opern, Theater, Leseabende usw. und hat das Bedürfnis, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen oder sieht in ihnen einen Nutzen für die Bewältigung des alltäglichen Lebens. Kulturelle Teilhabe unterliegt der individuellen Entscheidung, unabhängig vom Einkommen. Ob jemand als gebildet oder ungebildet betrachtet werden kann, darf nicht von dieser oder jener Präferenz abhängig gemacht werden, Opernbesuch hin oder her. Entscheidend ist vielmehr, allen Menschen den Zugang zur Kultur zu sichern oder ihnen zumindest die Möglichkeit zu bieten, mit ihr in Berührung zu kommen. Hier sind vor allem Kindertageseinrichtungen, Schulen und Einrichtungen der Erwachsenenbildung gefordert.

Für Kindertageseinrichtungen und Schulen müssten Besuche von Museen, Theatern usw. selbstver-

ständig und kostenfrei möglich sein. Zusätzliche finanzielle Belastungen für Eltern mit geringem Einkommen stellen schwer zu überwindende Hürden dar, bedeuten faktisch einen Ausschluss der Kinder von diesen Bildungsangeboten. Und das begünstigt soziale Ungleichheit.

Für Menschen mit wenig Einkommen, die zudem häufig in Randlagen der Städte mit schlechter Verkehrsanbindung leben, ist der Besuch einer kulturellen Veranstaltung oft weder erschwinglich noch als ein Element des gesellschaftlichen Lebens im Blick. Doch gilt es auch hier, Zugänge zu ermöglichen. Dies könnte durch „Stadtcards“, die kostenlosen oder verbilligten Eintritt ermöglichen, durch Freitickets für Bus und Bahn erleichtert werden. Diskriminierungsfrei wäre das durch eintrittsfreie Tage für den Besuch von Museen, was z. B. die Stadt Köln anbietet (jeder 1. Donnerstag im Monat), möglich. Oder das Beispiel der Philharmonie in Köln, die bei jeder Vorstellung Stehplätze anbietet, die wenig kosten. Ähnliches gibt es auch in anderen Städten. Hier ein allgemeines Konzept zu entwickeln ist Aufgabe von Politik, Verbänden und Verwaltung.

Ein Blick auf andere Länder ist hier aufschlussreich. So ist in Großbritannien generell anerkannt, dass Museen „dem Volk gehören“ und Bildung eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist. Alle staatlichen Museen sind also frei zugänglich. In Frankreich zahlen Kinder und Jugendliche keinen Eintritt in Museen und in Österreich werden in den Theatern neben Stehplätzen auch Plätze mit schlechterer Sicht zu einem geringen Preis angeboten.

Fazit: Bildung für alle zu erreichen und Zugänge zu ermöglichen hängt eng mit einer gesellschaftlichen Grundentscheidung zusammen, die entsprechende Rahmenbedingungen schafft und diese dann auch politisch umsetzt. „Arm in die Oper“ ist möglich und umsetzbar.

Michaela Hofmann



Michaela Hofmann,
Referentin für Allgemeine
Sozialberatung, Armuts-
fragen, Frauenhäuser und
Gewaltschutz im
Diözesan-Caritasverband
für das Erzbistum Köln
und Stellvertretende
Sprecherin der Nationalen
Armutskonferenz
Michaela.Hofmann@
caritasnet.de

